





Felix Mendelssohn Bartholdy.

Die  
**Familie Mendelssohn**

1729 bis 1847

Nach Briefen und Tagebüchern

Von

**S. Hensel**

Mit 8 Porträts, gezeichnet von Wilhelm Hensel

**Vierzehnte Auflage**

Mit einem Geleitwort von Paul Hensel und einem Porträt S. Hensels

II



**Berlin 1911**

Verlag von Georg Reimer



## II. THEIL.

1835—1847.

---

— — Ich nenne den den Glücklichsten,  
Der ohne Kummer der Welt Erhabenheit geschaut  
Und eilig dann zurückgekehrt, von wo er kam;  
Die Sonne, die allen leuchtet, Sterne, Feuer, Meer,  
Der Wolken Zug — und wenn du hundert Jahre lebst,  
Nichts andres siehst du, als in wenigen Jahren auch.  
Erhabneres aber schaut des Menschen Auge nie. —

*(Menander.)*

---

Jung rufen die Götter, wen sie lieben, aus der Welt.

*(Menander.)*



# Inhalt.

---

	Seite
1836—1839 . . . . .	1
Italien . . . . .	65
Neapel bis Berlin . . . . .	138
1841. Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus . . .	178
Die Jahre 1842 und 1843 . . . . .	201
Reise- und Heimathbriefe . . . . .	213
Wiedersehen in Italien . . . . .	348
Schluss . . . . .	364

---





## 1836—1839.

---

Der Winter 1835/36 verging trübe; ein jeder musste suchen, sich mit dem grossen erlittenen Verlust vertraut zu machen. In Felix setzte sich die verschlossene, beinahe verzweifelte Stimmung so fest, dass es bei Fanny zur lebendigsten Ueberzeugung wurde, es müsse wirklich für ihn ein neues Leben anfangen, er müsse heirathen. Sie besprach es mit Felix und entnahm zu ihrer innigen Freude aus dessen Aeusserung „er wolle sich nächsten Sommer am Rhein umsehen“, dass es wohl nicht so ganz in's Ungewisse hinein nöthig sein werde, sich umzusehen. — Was hätte ihn sonst bewogen, gerade am Rhein zu suchen? — Wir werden sehen, wie glücklich er suchte und fand.

Aus dem Anfang 1836 (31. Januar) sei hier wieder ein Brief von Fanny an Klingemann mitgetheilt:

„Ich will den Brief an Sie anfangen, damit er angefangen sei, und ich ihn dann gelegentlich weiter schreiben und gelegentlich abschicken könne. Die Korrespondenz mit Ihnen ist so erfreulicher Art, dass sie die einzige ist, die ich fortsetze, und willentlich gewiss nicht in's Stocken gerathen lassen werde. Denn schriftlich, wie im Leben liebe ich solchen Umgang, vor dem man sich auch einmal *maussade* und maulfaul zeigen darf, ohne dass der Andere gleich Absicht oder Beleidigung darin sieht. Man muss auch einmal einen Brief schreiben dürfen, in dem nichts steht, als „guten Tag, antworten

Sie bald.“ Und das darf ich ja hier. Viel mehr steht mir wahrhaftig heut nicht zu Gebot. —

4ten Februar. Es ist sehr wahr, was Sie über ein neues Jahr und über Zeitabschnitte schreiben. Es ist uns diesmal ähnlich ergangen, und wenigstens der Ausgang Januar hat uns doch ein ganz anderes Gesicht gezeigt, als das Ende des vorigen Jahres; man fühlt sich unwillkürlich einer Bürde los, indem man eine Jahreszahl für immer ablegt, die wechselvolle Tage einschloss. Es ist ein Vorurtheil, eine Einbildung, wenn wir aber alles Eingebildete mit den Jahren ablegen wollten, da ginge gar zu viel Wahres, Wirkliches, mit. — Wir haben das Musikmachen zuerst wieder an den Paulus geknüpft, von dem uns Felix zu Weihnachten einige Nummern hier liess, welche wir gestern an seinem Geburtstage mit wenigen auserwählten Personen gesungen haben. Wir haben grosse Freude daran, und zum Wenigsten das Bewusstsein, dass Vater noch dieses Genusses theilhaftig geworden, indem die kleine Woringen'sche Gesellschaft Mehreres daraus, leider nach unserer Abreise von Düsseldorf, höchst vortrefflich gesungen haben soll. Vater hatte grosse Freude daran, und fand namentlich die Predigt Stephani mit den folgenden Musikstücken ganz neu. Es ist merkwürdig, und Felix und ich haben oft mit Verwunderung bemerkt, wie man, ohne eigentliche technische Kenntnisse der Sache, ein so scharfes und oft so unwiderleglich richtiges Urtheil haben konnte, wie Vater in der Musik. Er selbst beklagte sich oft, namentlich in der letzten Zeit, dass ihm kein Talent zu Theil geworden sei, aber das war, wie ich glaube, das hervorstechend Charakteristische in ihm, dass alle Fähigkeiten, wie auch alle Organe des Schädels in der schönsten, reinsten Harmonie gleichmässig entwickelt waren, woraus eine Uebereinstimmung des Gefühls mit der Ansicht, und beider mit dem Handeln entstand, wie man es wohl nicht leicht wieder finden möchte. Er bildete recht eigentlich den Mittelpunkt für uns alle, und nur zu schmerzlich vermissen wir ihn. In tausend Kleinigkeiten fühlt man seine Abwesenheit, und muss sich erst konstruiren, wie das anders geworden wäre, wenn er lebte. Das Zusammenleben meiner Mutter und Schwester

gestaltet sich übrigens zu Beider Ehre, wie das nicht anders zu erwarten war, und ich kann namentlich auch meinen Schwager Dirichlet in dieser Beziehung nicht genug loben. Paul versteht als sorgsamer Hausvater die Interessen der Familie, und ich glaube, wenn Vater zurücksehen kann auf die Seinigen, so wird er nicht unzufrieden sein mit der Art, wie sein Haus geführt wird. Hensel arbeitet jetzt fleissig an seinem Bilde, von dem Sie sich der ersten Zeichnung erinnern werden (Auszug der Israeliten aus Aegypten, Mirjam an der Spitze), die Farbenskizze hatte er mir zu meinem Geburtstage geschenkt, und sie war des Letzte, was Vater genau und mit Antheil sah, sehr davon erfreut war, und nur einige Bemerkungen darüber machte, die Hensel noch alle benutzt hat. Das Bild wird, glaube ich, sehr schön werden.

8 ten Februar. Mein Brief fängt an, Methusalem's Alter zu erreichen, und ich muss nachgerade daran denken, ihn gar hinaus zu schreiben. — Führen Sie nur Ihren Vorsatz aus, Pflingsten zum Musikfest zu kommen, Sie werden sich und Felix eine grosse Freude damit bereiten. Ein solcher rheinischer Pflingsttag kann einen mit so manchem in Deutschland versöhnen. Leider wird diese Freude wohl zu den unerreichbaren für mich gehören; dafür waren wir neulich einmal wieder in der Singakademie und haben zu unserem Aerger und Skandal Israel in Aegypten aufführen hören. Wie dies Institut auf den Hund gekommen, davon hat Niemand einen Begriff, leider auch fast Niemand im Publikum, denn meine Berliner „haben ein härter Angesicht denn ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.“ Es wäre auch wirklich nur wegen einer Kleinigkeit, die man Pflicht und Gewissen nennt, wenn der Direktor der Akademie sich Mühe geben wollte, denn dass seine Aufführungen anders sind, als die der Passion durch Felix, das wissen hier nur Wenige. Ueberhaupt habe ich jetzt (und Hensel nicht weniger) einen Dégoût vor Berlin, der sich schwer beschreiben lässt. Wer hier nicht die Zufriedenheit in sich und seiner Familie findet, ist verloren. Um sich herum darf man garnicht sehen, da sieht man Nichts als eine trostlose Oede in Politik, Kunst und Natur. Und Preussen, das einst nach dem

Ruhm strebte, an der Spitze der Civilisation zu stehen, nimmt jetzt Massregeln, die man in Oesterreich anfängt zu vergessen. Sie werden von der Unterdrückung der französischen Zeitungen, von dem Verbot gewissen Papierhandels, von dem Interdikt gegen die jungen Schriftsteller gehört haben. Andere, ganz tolle Massregeln stehen bevor. Und bei dem allen herrscht eine gewisse *lâche* Billigkeit, wodurch sie sich um den ganzen beabsichtigten Erfolg bringen. So sind die Zeitungen bis zum ersten April erlaubt, — so lange die Abonnements laufen. Einstweilen werden die Verbote nun in Paris bekannt, sie schütten ihren ganzen Spott über uns aus, und das wird alles noch gelesen. Allgemein ist man der Meinung, dass das Verbot garnicht in Kraft treten wird.

Hier macht jetzt ein polnischer Jude Aufsehen, der auf einem Instrument, das aus einigen Strohbindeln und Holzstäben besteht, eine fabelhafte Virtuosität besitzen soll. Ich würde es nicht glauben, hätte es nicht Felix geschrieben. Gesehen habe ich ihn und kann versichern, dass er ein ungemein schöner Mensch ist. Er kokettirt mit strengem Judenthum in Kleidung und Lebensart, und macht Glück bei Hof damit. Ich könnte Ihnen darüber eine sehr passende jüdische Redensart schreiben, wenn Sie sie nur verständen.

12 ten Februar. Ich habe das Phänomen gehört, und versichere Sie, ohne so entzückt davon zu sein, wie Manche, dass er alle Virtuosität auf den Kopf stellt, denn er macht auf seinen Holzstäben, welche mit Holzstäben geschlagen werden und auf einem Strohlager liegen, was nur auf dem vollendetsten Instrument möglich ist. Wie mit solchem Material der geringe Ton, den das Ding von sich giebt, und der dem der Papagenoflöte am nächsten kommt, erzeugt werden kann, ist mir noch ein Räthsel. Sehr politisch lässt er es vor den Augen des Publikums zurechtlegen, scheint überhaupt ein Fuchs erster Klasse zu sein. Ich mache Sie auf besagten Gusikow aufmerksam, wenn er nach London kommt. Es ist nur eine Stimme unter uns, dass Vater sich höchlich für ihn interessirt haben würde, hätte er ihn gehört.

Der Minister Altenstein hat sich sehr über die Zeichnung

gefrennt, die Hensel von der Austin gemacht hat; er verehrt sie hoch und sagt, sie sei die einzige Person, die ihn jemals verstanden, was Sie, der Sie ihn nicht kennen, nur halb so komisch finden können, als es wirklich ist. — Es ist aber Zeit, diesen endlosen Brief zu schliessen, ich sollte bedenken, dass in London, die langen Zeitungen und die weiten Wege wohl-erwogen, der Tag einige Stunden weniger hat, als anderswo. — Ich bitte, schreiben Sie mir doch ein wenig Politik. Unsere Zeitungen sind so dumm, dass man weniger als nichts daraus erfährt. Ich glaube, Jemand, der acht Jahre in London war, verliert gänzlich die Anschauung von so einem Dinge, wie die Spiker'sche Zeitung hier ist. Karäibisch!<sup>4</sup> —

Felix hatte im Winter 1835/36 den Paulus beendet, und derselbe kam auf dem Düsseldorfer Musikfest Pflingsten 1836 zur ersten Aufführung. Ursprünglich wollten nur sein Bruder Paul und dessen Frau reisen. Im letzten Augenblick entschloss sich Fanny, dieselben zu begleiten. Die dringenden Bitten der Worringen'schen Familie, die noch ein Eckchen in ihrem Hause leer hatten, und dies bei einem Musikfest für ein unverzeihliches Verbrechen gehalten hätten, die Aussicht Klingemann und tausend Bekannte zu treffen, vor Allem der Wunsch, den Paulus bei seinem ersten Eintritt in die Welt zu hören, lockten sie. Ersterem wurde das Vorhaben in einem Doppelbrief der Schwestern gemeldet:

Berlin, 26. März 1836.

Fanny: „Wer zum Fest nach dem Rhein geht? Ich und meine Mutter \*) und Pauls, die ich allenfalls auch zuerst hätte nennen können. Dieser Brief nun soll nicht wie jener aus Boulogne ein Brand- und Drohbrieff für Sie sein (damals war ich ernstlich böse, denn ich glaubte, Sie wollten nicht kommen), sondern ein sehr *gentleler* Bettelbrieff, worin nichts steht als: Kommen Sie doch auch. Ich glaube wohl, dass Sie wollen werden, wenn es möglich ist, aber lassen Sie es möglich sein. Es giebt mehrere Arten von Möglichkeiten, unter denen ich

---

\*) Lea blieb schliesslich doch zurück.

Sie bitte, die zu wählen, die es Ihnen möglich macht, nach Düsseldorf zu kommen. Bedenken Sie Alles, was Sie schon von selbst bedenken werden und handeln Sie nach unserer besten Ueberzeugung. — Wie sehr es mich interessirt, Felixens erstes ganz grosses Werk zum ersten Male geben zu hören, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, die weite Reise um dieses Zwecks wegen beweist es. Indessen würde ich doch vielleicht nicht Mann und Kind hier verlassen haben um dieses Zwecks wegen (wenigstens rede ich es mir jetzt ein), hätte sich nicht Mutter, eigentlich gegen unser Aller Ansicht, so bestimmt erklärt, die Reise machen zu wollen, wo es denn vielleicht besser ist, ich bin dabei als nicht dabei. Warum hat das der Vater nicht erleben dürfen? Wie ihm der Paulus an's Herz gewachsen war, das können Sie garnicht wissen; er wäre gewiss hingegangen. —

Rebecka: Ich sollte eigentlich neidisch sein und Ihnen abreden nach Düsseldorf zu gehen, da die Andern schon ohne dieses Plaisir genug haben werden und Sie in Düsseldorf noch weiter von Berlin entfernt sind, als in London; ich führe aber die Grossmuth des Scipio auf und sage Ihnen: Gehen Sie nach Düsseldorf.

Ein rheinisches Musikfest muss man erlebt haben, um wieder den alten Traum vom alten Deutschland zu träumen, der dem Londoner in seinem Weltgewühl, dem Berliner in seiner sandigen Kritik aus dem Gedächtnisse entrückt ist. Lassen Sie sich keine freudige Emotion entgehen, zu der Sie das Musikfest unfehlbar hinreissen muss, erstlich als Menschen mit Augen und Ohren und noch besonders als Felixens Freund. Leider muss ich nur der Prediger sein, oder der Wegweiser nach Düsseldorf, muss meine Arme ausbreiten und stehen bleiben, aber gern geschieht's nicht.

Hierher kann ich Sie nun gar nicht mit gutem Gewissen einladen, da ich Jedem, dem ich wohl will, den Rath gebe, Berlin den Rücken zu kehren. Sie haben keinen Begriff davon, was das jetzt für ein Nest ist. Um desto edler wäre es freilich, wenn Sie eine alte Freundin durch Ihren Besuch erfreuen wollten, beinahe so edel als sie es selbst ist, Ihnen zum Mu-

sikfest zuzureden, denn eigentlich liegt diese Grossmuth gar nicht in meinem schwarzen Charakter. Dirichlet empfiehlt sich und wünscht Ihre Bekanntschaft; unter uns gesagt, ich bin überzeugt, er hat ein Vorurtheil gegen Sie, obgleich er nie etwas davon gesagt hat, da Sie hier eine der wenigen geheiligten Personen sind, über die erstens Alle einer Meinung sind, und gegen den Keiner erlaubt, was zu sagen. Aber er ist ebenso ein Widerspruchsgeist wie wir Alle, so kommen, sehen und siegen Sie denn. Von Dr. S. habe ich nun wieder soviel Vollkommenes von allen Seiten gehört, dass ich nicht umhin kann, ihn bis zu persönlicher Bekanntschaft recht unausstehlich zu finden.“

In Frankfurt a. M. ward Dorothea Schlegel besucht, an deren grosser Rüstigkeit im 72sten Jahr sich Alle erfreuten. Von Bingen aus wurde eine Parthie auf die Drusenburg gemacht „und da nahm ich mir eigentlich vor“, schreibt Fanny, „Dir, liebe M., die Gefühle zu beschreiben, die Du gehabt hättest, wenn ich Dich da aus der Tasche hätte ziehen und wie das Rheinpanorama auseinanderfalten können. Nachher aber waren wir den ganzen Tag auf unsern eigenen oder fremden Eselsbeinen (lache nur nicht höhnisch, ich habe mich so tapfer gehalten, wie irgend ein Ritterfräulein) und Abends waren wir hundemüde, dass ich keinen Humor mehr zu langen Beschreibungen aufreiben konnte; d'rum wisse nur trockenst, dass wir Prinz Friedrich's Rheinstein bestiegen haben, einen so hübsch bestussten (lass' Dir von Wilhelm erklären, was das ist) Landsitz, wie ihn nur je ein edler Raubritter gehabt haben kann, voller bunter Glasfenster (hätte ich nur eins für Wilhelm und Rebecka ausheben können, sie sind nirgends für Geld zu haben), eisernen Popänzen, Bechern, aus denen man nicht trinkt, Schwertern, die man nicht zieht, Stühlen, die man nicht besetzt, Kanonen (sehr anachronistisch), die man nicht löset; allerliebste anzusehen und grässlich zu bewohnen. Dann waren wir noch auf dem Niederwald und in Johannisberg.“ —

Von Köln schrieb Fanny einen sehr katzenjämmerlichen Brief an ihren Mann, in dem sie den ganzen Reise-Entschluss bereit; sie war noch nie seit ihrer Verheirathung ohne ihn

gerüst, und gerade hier, wo voriges Jahr das bunteste, bewegteste Leben geherrscht hatte, machte sich der Contrast um so fühlbarer. Diese Stimmung verlor sich aber in Düsseldorf, wo Sie bei Woringen's „mit dem bekannten liebeswürdigen Geschrei empfangen wurde, welches Einem kund thut, dass man gern gesehen ist.“ Gleich denselben Nachmittag war die erste Orchesterprobe des ersten Theils von Paulus. „Ihr könnt Euch denken, mit welcher Spannung ich dieser Probe entgegensah. Die Ouverture ist wunderschön, die Idee, den Choral „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ grade zur Einleitung des Paulus zu benutzen, fast witzig, herrlich in der Ausführung. Er hat den Orgelklang prächtig im Orchester getroffen. Die Chöre gehen schlagend, Solos wurden gestern nicht gesungen. Die Stelle mit der Erscheinung klingt ganz anders, als ich sie mir dachte, aber so wunderschön, so überraschend und ergreifend, wie ich Weniges in der Musik kenne. Es ist der Gott, der im Sturm daher fährt. Als nach dem folgenden Chor „Mache Dich auf, werde Licht“ ein lautes Beifallsklatschen, Bravorufen und Tuschblasen erfolgte, dankte ich Gott, dass Du, liebe Mutter, nicht hier bist, denn nach dem Eindruck zu schliessen, den diese erste unvollkommenste Probe auf die Anwesenden machte und auf mich, die ich doch jünger, stärker und weniger lebhaft von Empfindung bin, als Du, hättest Du es nicht aushalten können, es wäre Dir ohne Frage zu viel geworden. — Ich fühle mich aber wahrhaft beschämt, die Einzige zu sein von Euch, der ihr gutes Glück gestattet, dies mitzuerleben. Wie gönnte ich es Euch Allen! — Ich erinnere mich nicht eines ähnlich starken Gefühls von Freude und Traurigkeit zugleich. —

Nach der Probe ging Felix mit zu Hause, und wir blieben munter zusammen bis halb zwölf. Ich hätte es mir nicht möglich gedacht, ausser meinem Hause mich irgendwo in der Welt so wohl zu fühlen, wie bei diesen lieben herrlichen Menschen. Wärest Du doch mit hier, lieber Wilhelm, es ist wirklich ein angenehm behagliches Gefühl, so zu Hause und auch nicht zu Hause zu sein. Ich freue mich aber doch nicht wenig auf das wirkliche zu Hause. —



Ach Beckchen! Eine Ouverture zur Leonore haben wir kennen gelernt: ein rares Stück! Sie ist notorisch nie gespielt worden, sie gefiel Beethoven nicht, und er legte sie bei Seite. Der Mann hat keinen Geschmack gehabt! Sie ist so fein, so interessant, so reizend, wie ich wenig Sachen kenne. Haslinger hat eine ganze Auflage gedruckt und giebt sie nicht aus. Vielleicht thut er's nach diesem hiesigen Erfolg.“ —

Am zweiten Tage wurde die 9. Symphonie aufgeführt. Ein Beweis dafür, dass wirklich auch bei den musikalischsten Menschen lange Zeit und tiefe Bekanntschaft mit diesem Werk dazu gehört, um es gerecht zu würdigen, ist, was Fanny, die sie bis dahin nur aus dem Lesen der Partitur gekannt hatte, über die Aufführung schreibt: „Diese kolossale 9. Symphonie, die so gross und zum Theil so abscheulich ist, wie nur der grösste Mann sie machen kann, ging wie von Einem executirt: die feinsten Nüancen, die verstecktesten Intentionen kamen an den Tag, die Massen sonderten sich, sie ward verständlich, und ist denn also wirklich zum grössten Theil hinreissend schön. Ein kolossales Trauerspiel, mit einem Schluss, der dithyrambisch sein soll, aber nun auf seiner Höhe umschlägt und in sein Extrem fällt, in's Burleske.“

Fanny schliesst den Bericht ihrer Reise in ihrem Tagebuch mit den Worten: „Ich fühle wohl, dass es für eine Frau keine Vergnügungsreise ohne Mann und Kind geben kann, und werde mich auch nie ohne Noth von Einem von ihnen oder Beiden trennen.“ —

An Klingemann aber schrieb sie:

11 ten Juni 1836.

Motto: Luft im Laub und Wind im Rohr  
Und Alles ist zerstoben.

„Und war doch schön!

Bis ich nun aber nicht aus Düsseldorf erfahre, wie Sie dort mit einander bis zum nächsten Tage gelebt, von Ihnen, wie Sie abgereist, welche Miene Ihnen Brüssel und Antwerpen

gewiesen und wie Sie London angedampft, von Felix, wie er den Weg nach Frankfurt gefunden, bleibt mir die Erinnerung abgeschnitten und ich vermisse etwas. —

Das Doppelleben im Becker'schen Saal und Garten und im Woringen'schen Hause war doch wirklich erfreulicher Art, und wenn das Leben in Ihrer Weltstadt Momente darbietet, die wir in unsrer deutschen Kleinbürgerei kaum verstehen, so gehört doch wiederum ein rheinisches Musikfest zu den Gestaltungen, deren Ahnung nicht durch den englischen Nebel dringt. Und wenn Sie und ich gewiss besonderen Grund zu besonderer Freude hatten, so kann es nicht fehlen, dass wir es mit Vergnügen nochmals gegen einander aussprechen. Felix ist doch ein geborener Kapellmeister, und ausser einem geborenen noch ein geübter. Wenn man so sieht, wie Unerhörtes, kaum glaublich Scheinendes möglich ist, wenn der rechte Mann an der Spitze steht, fällt es einem bitterschwer auf's Herz, wie selten der Platz seinen Mann und der Mann seinen Platz findet. Es sähe anders in der Welt aus, wenn das immer geschähe und wenn es so einen kleinen Sonnenweiser gäbe, der namentlich Eltern anzeigte, wohin sie ihre Kinder zur Erziehung leiten sollen. Das ist ja die eigentliche Erziehung, und wie selten wird die ausgeübt. Es mag wohl kaum einen so von Gott verlassenen Menschen geben, dass er nicht etwas leisten könnte, aber er findet's nur nicht. Zu Felix zurückzukehren, habe ich meine besondere Freude gehabt, wie klug und richtig er mit den Leuten umgeht und wie er sie, ganz ohne Absicht, nur weil es so recht ist, in sein und der Sache Interesse zu ziehn weiss. Und nun seine Musik selbst!

Das muss ächt sein, weil es durch sein eigenes Licht glänzt und sich nie falscher äusserer Mittel dazu bedient. Und das liegt wieder in seinem Charakter und hängt genau mit allem Uebrigen zusammen. Das ganze Herbeiströmen, von allen Seiten, wobei man sich nach langer Zeit wieder zusammenfand, hatte doch etwas höchst Originelles, dem grade die Kürze der Stunden, die Gedrängtheit des Ereignisses noch einen besonderen Reiz gab. Freilich ein paar ruhige Tage nachher wären auch nicht übel gewesen in diesem ersten aller

gastfreundschaftlichen Häuser. Ach! es war doch schöne Zeit! —

— Eben bekomme ich den ersten Band Eckermann und will mich nun drin umsehn. Ich habe so lange nichts Neues gelesen, was mir nur im Entferntesten zusagte, eigentlich sind die meisten jetzigen Sachen gar nicht zum Lesen da, höchstens zum Blättern, zum Durchsehn, es ist eine Stille in der Litteratur eingetreten, wie sie, glaube ich, lange nicht gewesen ist.“

7. Juni.

„Ich habe gestern den grössten Theil des ersten Bandes Eckermann bereits gelesen, mit grosser Freude, wie ich gern gestehn mag. Es scheint mir von allen Göthe'schen Nachlesen weitaus die bedeutendste, und zwar deshalb, weil der sie Bietende ein Mensch von rührend gewissenhafter Treue und einer seltenen litterarischen Anspruchlosigkeit ist. Wo er sich selbst darstellt, erblickt man unverkennbar einen äusserst bornirten, durch Göthe völlig absorbirten Menschen, der aber genau gehört und treu aufgeschrieben hat. Und so glaube ich denn wirklich, dass es nicht leicht ein Göthe'sches Werk giebt, in dem er reiner, ursprünglicher dastände. Was mich sehr frappirt, ist das Zusammentreffen mit mancher Meinung, die Vater zu äussern pflegte; es würde ihn unendlich erfreut haben, hätte er es gekannt. Auch dass es im Entferntesten kein Klatschbuch ist, gefällt mir sehr, es spricht für Eckermann's Charakter, wie leicht hätte er sein Buch pikant machen können. Kurz, ich nehme meine Jeremiade für diesen Fall gern und völlig zurück.\*) — Das Interesse an diesem wohlthuenden Büchelchen erhält sich bis zu Ende, und ich fühle mich dem Verfasser, ich möchte sagen, persönlich verpflichtet, dass er

---

\*) Es bezieht sich dies auf ein fortgelassenes sehr scharfes Urtheil über eine Publikation von Varnhagen, dessen Schluss lautet: „Varnhagen wird noch allen Schaden stiften, den er in Händen hat, und ist er einmal todt, dann geht der Skandal erst recht an, dann kommen seine Memoiren.“

die weise Mässigung gehabt hat, statt der Folianten, die er doch gewiss hätte füllen können, die beiden dünnen Bändchen zu schreiben, die aber fast lauter Goldkörner enthalten.

Zum Schluss muss ich noch eine Preisfrage aufstellen: Wie kann man von Richtung einer Zeit im Allgemeinen sprechen, wenn gleichzeitig der Paulus und die Hugenotten auftreten und Jeder sein Publikum findet! Ich, die ich mich an Ersteren halte, finde jetzt meine besondere Freude daran, mein Gedächtniss anzustrengen, um die Solostücke, die mir nur in Stimmen mitgegeben worden, zu vervollständigen. Wo es nicht ausreicht, muss ich, bis gedruckte Hülfe erscheint, von dem Meinigen dazuthun. Heut' versuchte ich das berühmte Duett der falschen Zeugen zu konstruiren, ohne andere Anleitung als elf Takte Pausen. Ich brachte aber nur acht zusammen.“

Rebecka wurde zur Stärkung ihrer Gesundheit nach Franzensbad geschickt; sie reiste Anfangs Juli ab, und zwar, da Dirichlet seiner Vorlesungen wegen noch in Berlin zurückgehalten wurde, mit ihrem Kind allein. Anfangs fühlte sie sich in dem miserablen Nest, wo sie ausserdem schlechtes Wetter hatte und von Schmerzen geplagt wurde, sehr unbehaglich. Einige ihrer Briefe mögen hier folgen:

Leider! Franzensbad, den 10ten Juli 36.

Motto: „Recht hübsch, aber ein Bischen langweilig.“

— — „Bitte, schreibt fleissig, dann kann ich Euch doch als Neuestes melden, dass ich Eure Briefe bekommen habe. Nein! Welch ein Leben! *On ne m'y attrappera plus*. Der Arzt, der sehr aufmerksam ist, hat mir das Sprechen auf der Promenade verboten und die einsamen Gänge empfohlen, ich befolge diese Warnung genau und vermeide alle lebenswürdigen Berliner. Sie mich aber — Gott sei's geklagt — nicht. Gestern Abend war bei mir grosse Assemblée, dass meine sechs Stühle nicht hinreichten, um halb acht war der *Rout* zu Ende. Und der Müssiggang aller Anwesenden steckt an, noch habe ich garnichts gethan, mich sogar noch nicht nach einem Flügel

umgethan, ich glaube auch nicht, dass ausser an Gänsen und Hühnern welche zu haben sind. Eine Musikfestreise ist dies eben nicht; wie dort eine aufgeregte Plaisir-Atmosphäre, weht hier eine langweilige, dummmachende Luft, der ich nicht widerstehen kann. — — Heut' habe ich eine „neue“ Zeitung zu Gesicht bekommen, in der die grösste Neuigkeit Rouget de Lisle's Tod war, den ich schon in Berlin wusste. Geht wirklich denn garnichts vor? Ich habe als neueste Staatszeitung das Gerücht des zweiten Attentats auf Louis Philipp widerrufen müssen. — —

Ein fünfjähriges Wunderkind bringt hier die müssigen Ohren und Zungen in Bewegung, ich soll es dieser Tage hören, es spielt „Variationen aus dem Kopfe“; ich fürchte, ich höre jede Ohrfeige heraus, die es gekostet. Wenn Ihr X. seht, sagt ihr, ich hätte sie im Verdacht, hier einen heimlichen Geliebten gehabt zu haben, da sie sich so gut hier amüsirt hat — ich kann's nicht finden und denke nur, „Oktober wird auch kommen“, das heisst August, das heisst Dirichlet. Adieu, denkt freundlich der Ellenden — Fanny weiss, was das auf Nibelungisch heisst. —

Den 18ten Juli. — Mein Leben geht hier fort, so so, la la, wenigstens bin ich jetzt gesund, trinke, gehe, bade, ruhe ohne zu schlafen, heute werde ich zum ersten Male auf vieles Begehren an table d'hôte essen. Mit Ungarwein — Compliment wieder und es wäre nix — echauffirt zu sehr. Eben habe ich mir ein sogenanntes Klavier anprobirt, aber dafür lieber keins, so ein Klapperkasten! — Uebermorgen ist ein wohlthätiger Ball, vielleicht sehe ich mir den Skandal eine Viertelstunde an, um die Polen und den österreichischen Adel geputzt zu sehen, der verzweifelt hübsch ist, ganz anders, wie die Berliner Semmeln. Hier im Hause wohnen zwei kleine Comtessen, eine sieht genau aus wie die andere, so fein, graciös, schwarzäugig und -haarig, und sehen so lustig und unbedeutend funfzehnjährig in die Welt, dass ich ihnen immer Kuschhände nachwerfen möchte, wenn sie sich vor dem Fenster so anmuthig hin- und herbewegen. Heute versammelte sich die ganze Klerisei bei mir und berieth Plaisir, da wurde ein

Spitzenhändler gemeldet, mit Jubel hereingerufen, E. wollte erst die ganze Welt kaufen, handelte dann die halbe Welt herunter, und kaufte zuletzt ein ganz kleines Stückchen, ich erstand auch eins. Nun gute Nacht. Nur der Sturmwind flüstert durch die hehre Stille, alles pflegt schon längst der Ruh, denn es ist — neun Uhr. — —

Den 24ten Juli. Ich schreibe mit brillantem Akkompagnement von Militärmusik, die Herrn von R., der hier im Hause eingezogen ist, ein Ständchen bringt. Seit der hier wohnt, habe ich sehr oft an den seligen General B. denken müssen, da die höchst vornehmen Fräulein alle Tage über mir ein und denselben Galopp ableiern. Aber Kinder! Welche Kälte! Hätt' ich doch statt aller weissen und bunten Mousse-linkleider einen Pelz und ein Paar Pariser. — Aber es fängt an, mir sehr gut zu gehen, ich werde gesagt, ganz rothe Backen zu bekommen. Uebrigens sieht man hier wirklich *gens de l'autre monde*; was sagt Ihr zu einem Fürsten Wladoyano aus der Walachei, der genau aussieht wie ein jüngerer Paganini, dessen Frau, eine geborene Fürstin Ghika aus Bukarest, die schönsten türkischen Shawls, die E. in ihrer kennermässigen Begeisterung auf 1500 Thaler schätzt, Morgens frühe auf der Erde herumschleppt. Dann haben wir eine wunderschöne Russin, die am Brunnen ein Nègligé von schwarzem Sammet mit Blondes trägt; E. kann garnicht aus dem Enthusiasmus über all' die *first rate*-Shawls heraus, die den Kies Morgens fegen. Verzeiht die „shawlen“ Details, aber was soll ich sonst schreiben? — Wollte Gott, Dirichlet wäre schon da, ich kann die Zeit kaum erwarten. Madame M. ist heut nach Marienbad abgereist und will Allen zu Füssen gelegt sein („habt Ihr Hebebäume, mich wieder aufzurichten?“) — Nun sind es drittelhalb Wochen, dass ich kein gescheutes Wort gehört habe, heisst das Leben? Und was ist das für ein Sündenleben, wo man sich über jede vergangene Stunde freut. Es ist ein Winterschlaf im Sommer.

Den 6ten August. Nun wirst Du Dich wundern, wenn ich nach all' den *peevishen*, ennüyrten Briefen mit einem Male schreibe, dass ich mich sehr gut amüsire. Seit Dirichlet hier

ist, bin ich ein ganz anderer Mensch geworden, ich habe, wie K. sagt, ein gutes *humeur*, das Wetter ist schön, wir haben einige angenehme Bekanntschaften gemacht, mit denen Dirichlet auch zufrieden ist, wir leben den ganzen Tag im Freien, machen Parthieen, das Bad bekommt mir gut, kurz, es ist Alles besser geworden. So lange ich allein hier war, kam ich mir vor, wie ein verirrtes „Schaf“, wusste garnicht, wo ich mich hinwenden sollte, hatte Furcht vor bösen wie vor freundlichen Gesichtern. Nun wird nach dem Trinken im Park gefrühstückt, Einer ladet den Andern ein, und man bringt seine respektiven Kaffeetische zusammen. Mittags wird im Kursaale gegessen, Nachmittags spazieren gefahren, wobei wieder Kaffe eine Rolle spielt, oder es ist Salon im Park; wenn wir nur gutes Wetter behalten, so wird „Ende gut, Alles gut“ aufgeführt, und der melancholische Anfang vergessen. Heut war Ottokind\*) hier und der ganze vornehme und niedere Pöbel maulaffte auf der Strasse. Wir haben uns nicht von unserm Fleck im Park geführt; Tugend wird aber belohnt, er spazierte dicht an uns vorüber und unterhielt sich mit den benachbarten R.'s, so dass ich ihn ganz genau sehen konnte. Er sieht aus wie nischt. —

David's Verlobung mit ganz Russland\*\*) hat mich mehr gefreut als überrascht. Nun muss Felix Ernst machen, da seine erste Geige ihm vortanzt, ich werde ihm auch noch den Text darüber lesen. Aber es ist eine göttliche Geschichte. Hier amüsirt sie mich doppelt, weil ich die abgeschmackt stolzen russischen Adligen in der Nähe sehe, die allen Leuten aus dem Wege gehen, um womöglich nicht dieselbe Luft mit ihnen zu athmen; mich wundert, dass sie aus einem Brunnen mit der *Canaille* trinken. Uebrigens habt Ihr, Mutter und Fanny, ein Paar himmlische Briefe geschrieben; wenn ich grossmüthig wäre, ich schickte sie zurück, damit ihr was Hübsches zu lesen hättet. Aber Du, liebe Mutter, zähme Dein sechs-

---

\*) Der damalige König von Griechenland.

\*\*) Concertmeister David in Leipzig heirathete eine russische Fürstin.

zehnjähriges Herz, das Dich nicht ruhen lässt, weil Felix verliebt ist. Kann Dir Dr. W. kein Pülverchen gegen die Jugendllichkeit des Gemüths verschreiben? Aber agitant ist es auch für eine Schwesterseele, und wüssten wir nur erst was Bestimmtes! Etwas Ordentliches wird er sich wohl ausgesucht haben. Der Mann hat Geschmack. Soll ich meine Einbildungskraft auf Jeanrenaud oder Souchay richten? Theile mir Deine Gedanken darüber mit. —

Hier sind unglaubliche Festivitäten los, gestern war ein grosser Ball für König Otto und die Königin von Bayern. Der ganze Brunnen illuminirt, viel Eleganz, Russen, Adel „un Deine Tochter ooch.“ Wollt Ihr Euch Otto vorstellen, so denkt Euch einen kleinen, magern, kränklichen, farblosen Schubring, der einen Fuss schleppt, keine Vorderzähne hat, was man seiner Sprache auch anhört, und sehr harthörig ist. Aber doch hat mich das arme Wurm gerührt und die schweren Füße waren wohl weniger an seinem schlechten Tanzen schuld, als das schwere Herz, das mithüpfen musste. Ich habe mir die ihn umgebenden Griechen genau angesehen, welcher ihn wohl stranguliren würde, sie haben Alle boshafte und garnicht hellenische Physiogonomeien, ausser dem einen, Mauromichalis, den sie auch *for show* in griechisches Kostüm gesteckt haben. Ich hatte einen guten Platz und konnte die ganze Hundekomödie recht in der Nähe sehn, wie der Ceremonienmeister sie reihenweise vorstellte, die Königin Jedem was Angenehmes sagte, wie die sehr hübsche Tochter des Herzogs von Oldenburg den Kammerherrn abschickte und R.'s Schwiegersohn zum Tanz auffordern liess, und wie sie knixten und kein Ende. O Welt! Getanzt haben nur die russische Clique und die höchsten Herrschaften. Die Russen äffen hier ihr Reich im Kleinen nach, dominiren Alles, thun, als ob sie zu Hause wären, spielen auf der für alle Welt zum Gehen bestimmten Promenade Zeck wobei die Männer mit ihren ungebildeten Knutenstimmen schreien wie besessen, und den, ich selbst kann's nicht läugnen, sehr hübschen Frauen beinahe die Kleider vom Leibe reissen. Kein Anderer, vornehm oder niedrig, wagt sich an sie heran. Eine Frau von M. ist unter ihnen, bei der werden mir Armide,



Circe, Sirenen und Konsorten klar. Schöneres sah ich nie und doch hat sie nicht einen, Gutmüthigkeit oder irgend ein Gefühl verrathenden Zug im Gesicht, alles kalt berechnet, ich behaupte, sie kennt Gift und Dolch, aber so göttlich schön, so verführerisch reizend, man kann nicht von ihr wegsehn und ich würde es sogar Dirichlet nicht übel nehmen, wenn er unglücklich vor Liebe wäre. Aber sie weiss wohl, wen sie mit ihren Götteraugen ansieht, nur Grafen und Prinzen. Solch eine feine Kokette aus einem Roman ist mir noch nicht vorgekommen, und kein Mensch kann sagen, worin eigentlich die Koketterie besteht; angezogen wie ein Kind mit einem weissen Kleidchen und ein paar frischen Blumen im Haar, aber nicht ein unberechneter Faden. Gott!! wie unschuldig sind die guten Berlinerinnen! Dies raffinirte Wesen kennt man doch bei uns nicht! —

Mittwoch kam der Fürst Metternich, der dem König Otto einen Besuch machen wollte, wir liefen ihm an den Brunnen nach und gingen dreimal dicht an ihm vorüber, er sieht prächtig aus, hat eine noble Tournüre, eine Nase wie ein grosser Mann und nebenbei ein wenig wie alle Itzigs, — ich glaube aber doch nicht, dass er vom Stamm ist, — und eine hübsche junge Frau, dem Anschein nach nicht älter als seine Tochter, die auch mit war.“ —

Von Franzensbad reisten Dirichlet's in Begleitung von Professor Gans nach Marienbad, dort hielt sich Chopin auf, aber er liess sich garnicht sehen, und der Arzt und eine polnische Gräfin, die ihn ganz in Beschlag nahm, hatten ihm das Spielen verboten. Rebecka's Wunsch ihn zu hören, von dessen Spiel Felix und Paul viel erzählt hatten, war aber so lebhaft, dass sie beschloss, eine Bitte an ihn zu wagen, oder, wie sie selbst schreibt, eine Bassesse zu begehnen, und sich als „*Soeur de Messieurs Paul et Felix Mendelssohn-Bartholdy*“ zu legitimiren. „Die *bassesse* gegen Chopin“, heisst es wenige Tage darauf, „ist begangen und höchst geplumpt. Dirichlet ging zu ihm und sagte ihm eine *Soeur etc.* nur einen Mazurka — *impossible, mal aux nerfs, mauvais piano — et comment se porte cette chère Madame Hensel, et Paul est marié? heureux couple etc.*

— Allez vous promener — das erste und das letzte Mal, dass wir so etwas thun.“ — —

„Sonntag früh fuhren wir ab von Marienbad, die Franke, Gans und Magnus begleiteten uns bis an den Wagen und nun ging's ins Hexenland Böhmen hinein, zwischen Stoppelfeldern, elenden Hütten, wilden, tannenbewachsenen Bergen; ich sah mich überall um, ob keine Reste von Zigeunerwirthschaft oder keine Besen zu sehen wären, nach Felixens Zeichnungen muss es in der Art sein, wie die Hochlande; die Stoppeln geben den Feldern schon allenfalls ein heidenartiges Aussehen, aber überall freundliche Leute und nicht übermässig viel Bettelci. Das Volk scheint bei Weitem gutmüthiger als bei uns, mit dem kleinsten Trinkgeld sind sie zufrieden, „küß' d' Hand“; viel schöne braune Menschen. Den ersten Abend blieben wir in Klattau, da kommt man durch die Stadt Laus, auf einem andern Wege durch Mis, was Frank sehr glücklich machte. Gestern Montag über Horasdiowitz, Strakonitz, Wodnian (ich spreche das sehr schön aus) nach Budweis, ein kuriozes Ding, mit platten Dächern, unzähligen Glocken, Heiligenbildern in Käfigen vor den Häusern und andern Werkzeugen des Katholicismus. Wir hatten die Ehre, in demselben Zimmer zu wohnen, wo Karl X. Messe hörte, tafelte, Karten spielte, ich glaub' auch jagte, wenigstens war Platz dazu. — Heut hatten wir einen göttlichen Reisetag, prächtiges Wetter, warm und luftig, assen in Kaplitz die ersten guten Kartoffeln, die mir über die Zunge kamen, leider muss ich noch die Butter dazu stehen lassen, da sie sich nicht mit dem Eisen verträgt, das mir noch im Magen sitzen soll, auch Obst giebt's noch nicht, — um sechs Uhr Nachmittags kamen wir hier in Freistadt an, hätten noch eine Station fahren können, aber das freundliche Städtchen lachte uns an; zwei Stunden vorher ist die deutsche Grenze, wo sich die Länder beinahe so scharf scheiden, wie Waadt und Wallis; hier fängt Laubholz an, schönere Bergformen, Wiesen, ordentliche Dörfer und ganz in der Ferne sehen die Ischeler Berge herüber; hier gingen wir auf einen Berg neben der Stadt, sahen die Sonne untergehen, lernten die herrlichen Ischeler Bergformen auswendig, die sich ganz deutlich blau in den rosigen Abend-

wolken absetzen, beschmierten drei Blätter in meinem Buch und glaubten wir zeichneten, gingen um die Stadt herum, eine ehemalige Festung mit alten grauen Mauern und Thürmen, der Stadtgraben verschüttet, mit Obstbäumen bewachsen, rings umher eine Promenade unter schönen Lindenbäumen, es war ein zu schöner Abend, er erinnerte mich lebhaft an unsern Spaziergang in Bahlingen, wo wir auch zuerst die Alpen sahen. Wie wünschte ich Euch her, jetzt, da es anfängt schön zu werden, und das ist doch erst das Vorspiel, ich bin aber schon ganz entzückt. O Fanny! warum können wir nicht solche Reise zusammenmachen! Und warum sollte Vater das schöne Land nicht sehen! Ach, wie ist es möglich, eine frohe Stunde zu erleben, ohne den Verlust doppelt schmerzlich zu empfinden!“ —

Dirichlets dehnten ihre Reise noch bis Gastein aus; von einem Ausflug nach Italien hielt die dort herrschende Cholera ab, sonst, meinte Rebecka, hielte wohl nichts ab, bis Neapel zu gehn. In München fand Dirichlet die Nachricht des Todes seiner letzten Schwester:

München, 15ten September.

„Gestern Abend sind wir hier angekommen und haben, da wir nicht in Insbruck waren, erst heut den Tod von Dirichlet's Schwester erfahren. Wie mir namentlich die arme Mutter an's Herz geht, das kann ich garnicht sagen. Ich muss an die selige Grossmutter denken, die immer sagte, man solle Gott bitten, dass er einem nicht alles auferlegt, was man tragen kann. Dazu soll man so alt werden, um zehn Kinder zu überleben! Wir haben beschlossen, ihr die einzige Freude zu gönnen, die sie noch auf dieser Welt hat, mein armer Dirichlet geht noch von Leipzig aus, wohin er mich erst bringen will, nach Aachen. Hätten wir es früher erfahren, so hätten wir ihr auch ihr Enkelchen gebracht, nun ist's aber für Walter und mich zu spät im Jahre.

Dass es mir jetzt an aller Stimmung zum Sehen und Geniessen fehlt, könnt Ihr Euch vorstellen, am liebsten machte ich mich sogleich auf den Weg. Allein wie die baare Prosa

des Lebens sich überall geltend macht, so müssen wir hier waschen lassen und daher bis Sonntag bleiben; und ich werde ohne Humor so viel Merkwürdigkeiten als möglich sehen, für die Zukunft ist es mir doch interessant, wenn ich auch jetzt nicht die für ewige Kunstwerke gehörige Freude und Andacht haben kann, die Mutter geht mir nicht aus dem Sinn. Heut Vormittag beredete mich Dirichlet und ging mit mir auf eine Stunde in die leider nicht länger geöffnete Leuchtenberg'sche Sammlung, da ist etwas Genie in dem kleinen Raum zusammengedrängt; es zieht einen doch von den Steinen und der leblosen Natur mächtig zum menschlichen Geist hinüber.“

Dirichlet trennte sich schon in Nürnberg von Frau und Kind, um zu seinen Eltern zu eilen. Er war ihr letztes übriggebliebenes Kind, freilich auch ihr geliebtestes, und fortan ihre einzige Freude. Es war der Mutter beschieden, auch dies, ihr Letztes, noch zu verlieren und erst im hundertsten Lebensjahre zu sterben.

Dort in Nürnberg bewahrheitete sich Schillers Wort aus dem Tell: „Hier wird gefreit und anderswo begraben.“ Während sich Dirichlet zum Abschied von Frau und Kind rüstete, um seine Eltern zu trösten, traf die Nachricht von Felixens Verlobung mit Cécile Jeanrenaud ein. Die ganze Reise über war Rebecka schon in der peinlichsten Spannung gewesen, denn dass Felix mit ganzer Seele ein schönes Mädchen am Rhein liebe, soviel wussten die Familienglieder, aber es waren doch noch immer blosse Gerüchte. Von Gastein aus schreibt Rebecka, sie habe die allgemeine Zeitung mit der stillen Hoffnung gelesen, unter den Messartikeln aus Frankfurt a. M. werde stehen: Der bekannte Musiker Felix Mendelssohn hat sich am so und so vielten verlobt, aber es habe nur flau Baumwolle und Bundestag darin gestanden. In Nürnberg also bekam Rebecka einen Brautbrief von Felix, der gleich nach der Verlobung nach Leipzig zurückgegangen war, und hierhin eilte sie, erfreut über die langersehnte Nachricht. Sie war die Erste von der Familie, die ihn nach der Verlobung sah, sie fand ihn so heiter, ruhig, innerlich glücklich, mittheilend, wie er schon lange nicht gewesen, und schreibt, sie hätte kaum

gedacht, dass ihm die Liebe so gut kleiden würde, er sei gar zu liebenswürdig. So verlängerte sich denn ihr Aufenthalt von einem Tage zum andern; und endlich ging es noch so, wie sie selbst beschreiben mag:

Leipzig, den 4ten Oktober.

„Gestern stehe ich absichtlich recht früh auf, um Dir endlich einmal einen ordentlichen, vernünftigen Brief zu schreiben, Dir für Deine Liebenswürdigkeit zu danken, dass Du mir, während Du Deine betrüben Eltern aufzuheitern beschäftigt bist, hier gute Tage gönnen und verlängern willst, will Dir auseinandersetzen, wie Felix am Sonnabend seiner eklichen Wirthsleute wegen aus- und wieder zu Pensa's hinziehen muss, wo kein Platz für uns ist, ich also noch einmal delogiren muss, wie ich gern, ehe Du nach Berlin kommst, die Wohnung fix und fertig einrichten wollte etc. etc., und wie ich aus allen diesen Gründen nicht Deinen gütigen Urlaub benutzen, sondern abreisen will; drei Seiten habe ich vollgeschrieben, da kommt Felix herein, Guten Morgen, Beckchen! Guten Morgen, Felix! — Na, Du bleibst hier bis Dirichlet kommt, Dich holen? Ich: Nein, ich habe es eben an Dirichlet geschrieben, dass es nicht geht. Felix: Wo ist der Brief? Ich: Da liegt er, willst Du schon wieder lesen? Felix: Nein — geht an den Tisch, nimmt den Brief und zerreisst ihn in tausend Stücke. — Ich war davon so perplex, dass ich den ganzen Tag nicht wieder schreiben konnte und weiss noch heut nicht, was ich anfangen soll; ich fürchte, acht Tage im Hotel werden mich ganz ruiniren: mein Grundsatz ist nun zwar, mit guten Tagen nicht zu geizen, und es ist hier sehr angenehm, Felix enorm liebenswürdig, spielt mir sehr viel vor, wir haben so schrecklich viel zu plaudern, und Felix ist so gut, meine Gesellschaft wenigstens wie einen kleinen Trost für die Trennung zu betrachten. David sagt auch, acht Tage wären gar keine Anwesenheit, vierzehn Tage wären erst eine Woche und dergleichen. Wie gesagt, ich weiss noch nicht, was ich anfangen soll.

In meinem gestrigen Brief stand noch Vieles, was nun

verloren ist; aber das muss ich Dir doch wiederholen, dass Felix sich an Rossini einen warmen Freund und Gönner erworben hat, der seine Musik mit vielem Interesse hört und ihm sehr ernsthafte Bemerkungen darüber sagt und sagen lässt, ihm empfiehlt, populärer zu componiren etc. Ferner, dass Kalkbrenner's bester Schüler, *Elève du Conservatoire de Paris*, beliebter Musiklehrer *de Paris* Mr. Stamaty hier ist, um in Deutschland bei Felix Musik zu lernen und durchaus hier nicht spielen will, weil er erst was Besseres lernen müsse. Ueberhaupt Berlin und Aachen ausgenommen fangen doch die Leute an, seine Musik zu verstehen. Hier wird er, wie Coticini sagt, angeboten.

Nun aber höre: Morgen kann ich nicht fort, denn da hat Felix eine kleine Gesellschaft gebeten, Lipinsky und David musiciren, und ich muss Thee machen. Uebermorgen ist Probe von Lipinsky's Concert, wo Felixens Melusine gemacht wird, Freitag das Concert selbst. Ich denke bis jetzt Sonnabend zu reisen, kann aber wirklich auch dafür nicht stehen. Und nun adieu, mein lieber, guter Mann; ich zähle die Tage bis wir uns wiedersehen, sei es hier oder in Berlin; aber so angenehm sie ohne Dich sein können, sind sie hier. — An Deine Mutter kann ich nie ohne Rührung denken; Gott erhalte sie! — Könnten wir doch nur beitragen, ihr das Leben etwas zu erheitern.“

So liess sich denn Rebecka eine *douce violence* anthun und blieb bis spät in den Oktober in Leipzig.

Durch Berlin war während ihrer Abwesenheit der junge Göthe gereist, ein Enkel des Dichters, von dem Fanny schreibt, „ein recht freundliches 18jähriges Bürschchen, mit dem kein Mensch reden würde, wenn er Werner hiesse, und an den man Ansprüche macht, die er nimmermehr erfüllen kann, weil er Göthe heisst.“ Im Ganzen verlief der Sommer 1836 für die Familie ziemlich ruhig. Die ganze Aufmerksamkeit war auf Frankfurt und das, was sich daselbst zutragen sollte, gerichtet; man war „in derjenigen Stimmung, wo man jeden Klingelnden für den Briefträger, und jede Rechnung für den erwarteten Brief hält und sich aufregt, wenn die Thüre aufgeht.“ — Und

endlich, im September, kam denn auch der richtige Briefträger und brachte der Mutter die langersehnte Nachricht, dass ihr letztes Kind auch die ihm beschiedene Frau gefunden habe, und diese Nachricht lautete:

Frankfurt a.M., 9. Sept. 1836.

Liebe Mutter!

„In diesem Augenblick, wo ich wieder in mein Zimmer trete, kann ich nichts andres thun, als an Dich schreiben, dass ich mich eben jetzt mit Cécile Jeanrenaud verlobt habe. Mir schwindelt der Kopf von dem, was ich an diesem Tage erlebt habe, es ist schon tief in der Nacht, ich weiss weiter nichts zu sagen, aber ich musste noch an Dich schreiben. Wie ist mir so reich und glücklich. Morgen, wenn es irgend sein kann, schreibe ich Dir ausführlich, und womöglich auch meine liebe Braut.

Dein Brief liegt eben da, ich hab' ihn geöffnet, um zu sehen, dass Ihr wohl seid, aber noch nicht lesen können. Lebt wohl und mir immer nah.“

Felix.

1836 war Mendelssohn auf vertraulichem Wege die Direktion des Cäcilienvereins in Frankfurt a.M. angeboten worden, da Schelble, der Gründer und zeitherige Dirigent desselben, schon längere Zeit krank war und das Institut aus Mangel an einem tüchtigen Oberhaupt einzugehn drohte. Er erklärte nun gleich auf's Bestimmteste, dass er unmöglich daran denken könne, an Schelble's Stelle, falls dessen Aufkommen nicht zu hoffen wäre, die Direktion zu übernehmen, dazu war ihm die eben angetretene Stellung in Leipzig viel zu lieb; aber, wenn noch Aussicht wäre, dass Schelble wieder gesunden, etwa sich durch eine Reise stärken und dann zum nächsten Winter die Leitung des Cäcilienvereins wieder übernehmen könnte, so wolle er seinen Sommer mit Vergnügen dazu benutzen, einsteilen das Institut im Gang zu erhalten. Er sah dies als

einen Dienst an, den er dem sehr hochgeschätzten Freund und der guten Sache schulde, und gab bereitwillig den Plan einer Schweizerreise und eines Seebades in Genua dafür auf.

Selten wohl ist einer guten That die Belohnung so augenblicklich und unmittelbar auf dem Fusse gefolgt. Gleich nach dem Düsseldorfer Musikfest, von dem vorher die Rede war, am 4ten Juni, ging Felix nach Frankfurt ab. Nach den Anstrengungen des Festes that ihm zuerst die Ruhe und Stille in der lieblichen Frankfurter Natur ausserordentlich wohl. Wenig Menschen konnten vielleicht so arbeiten wie er, wenige aber auch nach einer solchen Zeit toller Hast und Hetze, wo auf Wochen hinaus nicht eine Minute unbesetzt gewesen war, dann so intensiv eine Zeit der Erholung, womöglich in einer hübschen Gegend geniessen. Die Direction des Cäcilienvereins nahm nicht übermässig viel Zeit in Anspruch, so blieb viel Musse. Namentlich spricht er von einem Wald: „wenn man in dem des Abends spazieren geht, unter den prachtvollen Buchen, in den unzähligen Kräutern und Blumen, und Brombeeren und Erdbeeren, — da geht einem das Herz auf.“ —

Und das Herz ging ihm auf, in anderm Sinne auch. Frau Jeanrenaud, die Wittve eines protestantischen Predigers in Frankfurt, hatte zwei Töchter, darunter eine, Cécile, von ganz wunderbarer Schönheit und Lieblichkeit. Als Felix nun auf längere Zeit in Frankfurt war, suchte er das Haus wieder auf, in das er schon früher eingeführt worden war und das er wohl schon im Sinn hatte, als er Weihnachten 1835 Fanny versprach, den nächsten Sommer am Rhein sich nach einer für ihn passenden Frau umzusehn. Er fand sie in Cécile Jeanrenaud. Es waren keine entschiedenen, prägnanten Eigenschaften, die sie so liebenswürdig machten, — es war vielleicht umgekehrt grade deren Abwesenheit, die vollkommene Harmonie, das vollendete Gleichgewicht ihrer Natur. Sie war nicht hervorragend geistreich, nicht blendend witzig, nicht tief gelehrt, nicht sehr talentvoll; aber ihr Umgang war so wohlthuend ruhig, so erquickend, wie die reine Himmelsluft oder das frische Quellwasser.

Und grade für Felix, mit seinem nervös reizbaren Tem-



perament, war diese Frau wie geschaffen; mit ihrer milden Heiterkeit hatte sie den wohlthätigsten Einfluss auf ihn, wie ihn keine anders geartete Natur hätte haben können und bereitete ihm bis zu seinem Ende Jahre des ungetrübtesten Glücks.

Er hatte zu Anfang manche Vorurtheile zu überwinden. Cécile hat einmal an Fanny geschrieben, dass sie sich früher Felix nie anders denken konnte, als einen höchst steifen ekligen alten Mann, der keinen Menschen neben sich bestehen lasse und mit einem Sammetkappchen auf dem Kopf langweilige Fugen spiele. Nun, dieses Vorurtheil zu überwinden, wurde Felix nicht schwer; das schwand natürlich, sobald er sich zeigte. Mit der Tochter wurde er sehr bald vertraut und sie erwiderte seine Liebe auf das innigste; aber auch die übrigen massgebenden Personen der Familie gewann er sich schnell.

Inzwischen ging er, ehe er sich formell erklärte, einer in Düsseldorf getroffenen Verabredung zu Folge, als Begleiter Schadows ins Seebad nach Scheveningen. Zugleich wollte er die Festigkeit seiner Neigung durch längere Entfernung auf die Probe stellen. Dass er während dieser Trennung ziemlich desperat war, ist wohl erklärlich — es spricht sich in allen seinen Briefen aus dieser Zeit aus.

#### Felix an Rebecka.

Frankfurt a. M., 24. Juli 36.

„Ehe ich hier nach meinem Bade abreise, muss ich Dir doch einmal in Dein Bad hineingeschrieben haben\*), obwohl ich grade jetzt ein schlimmer Correspondent bin, aber es darf nicht gesagt werden, dass ich Dir zu irgend einer Zeit nicht geschrieben habe. Diese Zeit ist sonderbar. Ich bin so entsetzlich verliebt, wie noch niemals in meinem Leben und ich weiss nicht, was ich anfangen soll. Uebermorgen soll ich von Frankfurt abreisen, mir ist aber, als kostete das den Hals,

---

\*) Franzensbad. S. oben.

ich will in jedem Fall vor Leipzig wieder hier sein, um die gar zu netten Mädchen noch einmal zu sehen, aber ob sie sich etwas aus mir macht, das weiss ich eben garnicht und was ich anfangen soll, wie gesagt, auch nicht. Das ist aber gewiss, dass ich die ersten recht frohen Stunden dieses Jahres ihr verdanke und dass mir zuerst wieder ein wenig freier zu Muth geworden ist, als bisher. — Und dabei bin ich sehr betrübt, wenn ich nicht dort sein kann. Siehst Du, da hast Du ein Geheimniss, wovon Du keinem Menschen was sagen darfst, aber damit Du der Welt das wahre Beispiel gibst, dass Du auch schweigen kannst, so sage ich Dir auch weiter garnichts und willst Du mehr wissen, so schreibe mir nach dem Haag poste restante, denn übermorgen reise ich nach dem verwünschten Seebad. O Beckchen? Was soll ich anfangen? —

Das ist meine Stimmung jetzt den ganzen Tag; ich kann weder komponiren, noch Briefe schreiben, noch Klavier spielen, nur allenfalls ein Bischen zeichnen. Aber danken muss ich Dir für die guten Worte, die Du mir über den Paulus sagst, so was ist das Beste und Liebste, was ich darüber hören kann; was etwa Du oder Fanny mir über solch ein Stück sagt, das sagt das Publikum, ein anderes giebt es garnicht. Aber ich wollte nur, Du schriebest mir noch ein Paarmal darüber und über meine andre Musik recht ausführlich; glaubst Du denn, mir könne das gleichgültig sein, ob Dir so was Freude macht? —

Die ganze Zeit, dass ich hier bin, habe ich noch an dem Paulus gearbeitet, weil ich ihn nun einmal so vollkommen wie möglich herausgeben will, auch weiss ich bestimmt, dass der Anfang des ersten und das Ende des zweiten Theils ungefähr dreimal so gut geworden sind, also war's meine Pflicht, denn es gelingt mir in manchen, namentlich in Nebensachen, bei so einer grösseren Arbeit erst nach und nach meinem eigentlichen Gedanken nahe zu kommen und ihn recht klar hinzustellen, bei den Hauptsachen und Stücken kann ich freilich nachher nichts mehr ändern, weil sie mir gleich so einfallen, aber um das auch von allen sagen zu können, dazu bin ich noch nicht weit genug. Nun arbeite ich aber schon etwas mehr als zwei

Jahre an dem einen Oratorium, das ist allerdings sehr lange und ich freue mich nun auf den Moment, wo ich auch mit den Druckkorrekturen fertig sein werde und was anderes anfangen kann. Zunächst denke ich einige Symphonien zu machen. So recht eigentlich komponirt habe ich hier noch garnichts, siehe die erste Seite; ich bin gar zu sehr herunter dazu, Du lachtest Dich todt, wenn Du mich so sähest. —

Heut früh kamen vier Mitglieder des Cäcilienvereins, den ich Mittwoch zum letzten Mal dirigirt habe, und brachten mir im Namen des Vereins ein Reise-necessaire, das viel eher einen verkappten Prinzen, als einen Musiker errathen lässt, ein *Non plus ultra* von Pracht und Eleganz, aber ich werde es doch brauchen. Oben drauf steht F. M. B. und Caecilia, was mir ganz gut gefällt. —

Dieser Brief ist gewiss einer der dümmsten, aber Du bist in Franzensbad und ich soll nach Scheveningen, das ist auch vom dümmsten, wie Droysen sagen würde.“ —

Haag, 9ten August 36.

Felix an seine Mutter:

„Deinen lieben Brief erhielt ich vorgestern und danke Dir von ganzem Herzen dafür. Du siehst aber wohl freilich mehr in meinem letzten Brief, als ich darin sagen wollte, denn wenn Du von meiner Verlobung, meinem Glück, meinen veränderten Lebensplänen sprichst, so ist das Alles noch ganz im Unbestimmten. Aber danken muss ich Dir für die lieben, gütigen Worte, die Du mir über diese blosse Möglichkeit geschrieben hast und die ich fast als Deine Erlaubniss betrachten möchte, so zu handeln, wie ich es zu meinem Glücke nicht anders kann. Dennoch möchte ich diese Deine Erlaubniss, Deine Einwilligung gern bestimmt besitzen, um von dieser Seite nicht mehr von Zweifeln geplagt zu sein; Dich darum zu bitten, ist der Zweck dieser Zeilen eigentlich. Sage mir also, dass Du mir auch jetzt das Zutrauen und die Freiheit schenken willst, deren ich mich schon in früheren Jahren erfreuen durfte, und

Du wirst mich dadurch sehr glücklich machen. Dass ich ein solches Zutrauen nicht missbrauchen will, kannst Du mir glauben und ich habe es auch wohl zuweilen verdient. Bitte, sage mir das, liebe Mutter.

Glaube aber darum nicht minder das, was ich Dir im Anfang schreibe. Ich möchte nur von Dir und Deiner Güte die Erlaubniss, oder die Emancipation haben, die mir das Alter schon seit einigen Jahren gegeben hat, die ich aber eben nun destoweniger von Dir hier entbehren möchte, oder auch nur daran zweifeln. Ob ich aber dann bei meiner Rückkehr nach Frankfurt davon Gebrauch machen kann oder nicht, — das ist, wie gesagt, mir selbst noch das grösste Räthsel. Alles hängt von dem ab, was ich bei meiner Rückkunft dort erleben werde, denn bis jetzt weiss ich nichts davon. Nur das ist gewiss, dass ich ganz Holland, alle Holländer, nebst Seebad, Badekarren, Kursaal und Gästen mit allem Zubehör zu aller Hölle wünsche, ins Pfefferland, und wollte, ich könnte schon wieder zurück. Denn wenn ich jetzt dieses sehr liebenswürdige Mädchen noch einmal zu sehen bekomme, so denke ich, es wird sich bald entscheiden, ob wir einander näher und nahe kommen, oder nicht; bis jetzt eigentlich kenne ich sie wenig und sie mich auch nicht; ich kann Dir darum auch nicht viel über sie schreiben, wie Du es wünschest. Nur das weiss ich zu sagen, dass mir ihre Nähe sehr frohe Tage in Frankfurt jetzt bereitet hat, grade in einer Zeit, wo ich dessen sehr bedurfte und es wenig erwartete, dass sie eine Tochter des lange verstorbenen Pfarrers Jeanrenaud, von ihrer Mutter (einer Souchay'schen Tochter) dort im Hause auf's zarteste und sorgsamste erzogen ist, dass sie mit Vornamen Cécile heisst und mir gar sehr gut gefällt.

Liebe Mutter, ich bitte Dich nur, ängstige und agitire Dich nicht meinethalben, wie Du mir schreibst, sonst machst Du mich mit ängstlich, und ich möchte gern heiteren und ruhigen Sinnes und Blickes diese Sache verfolgen und so unbefangen dabei bleiben, wie sonst wohl, wenn es in meinem Leben auf augenblickliche Entscheidung ankam. Deshalb wünsche ich sehr, dass Du Niemandem, am wenigsten Jemand in Frank-

furt, etwas von dieser Angelegenheit mittheilst, es könnte mir alles zerstören. — Liebe Mutter, antworte mir gleich auf diesen Brief.“

Indess das Seebad nahm auch ein Ende und Felix eilte nach Frankfurt, wo die Verlobung stattfand. Unmittelbar darauf musste er wieder nach Leipzig zurück und konnte also sein Glück nicht lange geniessen. Natürlich war die Begierde und Spannung der Familie, etwas von der Braut zu hören, ausserordentlich gross. Da liefen denn nun von allen Seiten so enthusiastische Berichte ein, dass dadurch nur der Wunsch, sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, vermehrt wurde, ein Wunsch, der aber für Alle noch eine ziemliche Zeit unerfüllt bleiben sollte. Aus dem natürlich gleich lebhaft eingeleiteten Briefwechsel möge einiges folgen:

Frankfurt, 13ten Dec. 36.

Felix an Fanny:

„Ja, Du lieber Fenchel, da sitze ich wieder an Cécile's Pult und schreibe Dir und bin ein glücklicher Mensch. Wie ist's weiter zu beschreiben? Weiss gar nicht und bin stumm, aber nicht so wie die Affen am Orinoco, sondern ganz anders. Zuweilen möcht' ich ein klein wenig toll werden, wenn ich an die Visiten denke, die morgen losgehen, es sind deren — — — 163, wohlgezählt! — Was sagst Du nun, Cantor? Und bei meinem Bart, ich muss sie alle machen, trotzdem, dass ich mich so jämmerlich anstelle, wie mir nur möglich. Aber wahrlich, mir ist das auch einerlei — ich bin zu froh. Neben der Cécile habe ich nun die letzten vier Tage hier gelebt und habe noch acht solche vor mir und dabei ist Alles hier im Hause so nett und lieb, und der Karl Jeanrenaud, dessen Bekanntschaft ich jetzt erst gemacht habe, der ist auch so liebenswürdig und gut, wie die Andern, ein gar zu netter Mensch und ausser alledem habe ich eine ganze Menge gute Musik im Kopfe, die Dir alle noch gefallen soll, und so kann ich's wohl dankbar sagen, welch ein glücklicher Mensch ich bin. Lebe wohl etc.“

Berlin, 23. Decbr. 36.

Fanny an Cécile.

„— Deine Zeichnung, liebe Cécile, hat uns Allen sehr viel Vergnügen gemacht und sehr gefallen, besonders aber Hensel, der gerade, weil er es am besten versteht, jede Intention zu schätzen weiss, und ich kann wohl sagen, ein liebenswürdiges Publikum ist. Du erlaubst mir wohl, meinen Mann ein wenig gegen Dich zu loben, oder vielmehr Dir zu sagen, dass ich ihn wirklich nicht genug zu loben wüsste, so vortrefflich ist er, so dass ich mit Ueberzeugung von ihm, wie Du von Felix, sagen darf, sein Talent ist nicht sein grösster Vorzug und doch wollte ich, Du könntest das Bild sehen, was er jetzt vollendet hat, weil ich glaube, dass sich ebensowohl ein liebenswürdiges Gemüth, als ein schönes Talent darin ausspricht. —

Aber liebe Kinder! Wie kann man 163 Visiten zu machen haben? das ist ja eine unvergleichliche Thierquälerei! Wir haben gerechnet und gerechnet und herausgebracht, dass, wenn Ihr auch jeden Tag zwanzig macht, was ein Ding der Unmöglichkeit ist, Ihr doch acht volle Tage braucht, an denen Ihr gar nicht leben, sondern nur besuchen könnt — unmenschlich! Ich hoffe, es hat Einer von Euch bei der dritten sich den Fuss vertreten, oder einen Schnupfen bekommen, der gerade ausreicht — weiter nichts. Wenn Ihr Euch diese 163 Visiten recht deutlich und grausam vorstellt und dann denkt, dass Ihr sie nach Eurer Verheirathung abermals zu machen habt, so giebt das vielleicht einen Beweggrund ab, Euch in Leipzig trauen zu lassen, was ich aus verschiedenen Gründen, die mir die Bescheidenheit auszuführen verbietet, sehr zweckmässig finden würde. Ach wäret Ihr morgen hier! Ich denke, es wird recht niedlich werden. Zwei grosse Orangenbäume, welche in unserem Vorzimmer stehen, erleuchten wir durch Lämpchen von ausgehöhlten Citronen, dann kommen die grossen Weihnachtsbäume in unserer blauen Stube, unter Hensel's Schülern machen wir eine kleine Lotterie, natürlich aus lauter Gewinnen bestehend, unsere jungen Leute haben auch wieder ihrerseits einen Spass vor, von dem ich mich aber überraschen lasse, ich weiss

garnichts. Hensel bekommt von mir, o du Malerin, ein Loth ächten Ultramarin, der hier so übermässig theuer ist, dass er sich schon lange keinen angeschafft hat. — Heute Nachmittag nun muss ich poetisch sein, denn morgen ist keine Zeit mehr dazu, da muss aufgebaut werden.“

Leipzig, 31ten Decbr. 36.

Felix an Fanny.

„Liebe Fanny, diese Zeilen sollen Dir und Hensel meinen Dank für Eure liebenswürdigen Albumbeiträge bringen und Euch sagen, wie Ihr mich dadurch erfreut habt. Hättet Ihr sehn können, wie meine Cécile so froh darüber war, wie sie die lieben Blätter den ganzen Abend über nicht aus der Hand liess und sie immer wieder betrachtete, so wäre darin der Dank schon, und auch Ihr hättet Euch daran gefreut. — — O Fanny, das war ein Weihnachtsfest für mich. So hab ich keins erlebt, und werde es nicht wieder; die glücklichsten, liebsten Tage waren mir geschenkt, solche Tage, an denen einem das Leben und Athmen wieder neue Freude und neue Dankbarkeit giebt. Ich kann Euch aber das Alles nicht beschreiben, denn Ihr kennt meine Cécile nicht, wäre das erst! — Man gab mir ihr Portrait am Weihnachtsabend, aber da bekam mein Grimm gegen alle schlechten Künstler neue Nahrung, und ich war nahe daran, dem Maler, B. heisst er, aus Wien, viele Grobheiten zu sagen, und durfte es doch nicht, weil Mme. Jeanrenaud so gut gewesen war und hatte mir eine Freude machen wollen, und weil die Cécile so oft gegessen hatte. Und doch war's schändlich. Wie eine geschmeichelte, gewöhnliche Mamsell sah's aus, und mit so groben Fehlern, dass der Mann ganz verblüfft war, als ich ihm einige davon sagte, und sie mir alle gleich zugab. Es ist zu schlimm, wenn solch ein Kerl selbst da nicht einmal ein bischen poetisch, ich meine natürlich werden kann, und mit seinen affektirten, angenommenen Stellungen und mit weissem Teint und zarten blauen Aeuglein kommt, statt der dunkel-schwarzblauen und dem braunen und rothen Teint und der

ganz natürlichen Cécile. Auf Veit's Portrait bin ich neugierig, denn er macht's nun, ich glaube das wird anders aussehen, obwohl es verzweifelt schwer sein mag, dies bewegliche Gesicht festzuhalten und nachzuahmen. —

Am 4ten Januar 1837. Der ist es nun geworden, und Neujahr, und nun nimm alle meine Wünsche für Euer Wohl und Glück dazu hin. Als ich am vorigen Sylvesterabend traurig vor zwölf nach Hause ging und im Bett zwölf schlagen hörte, da dachte ich wenig, mit welch dankbarer Empfindung ich die letzte Stunde davon gestern verleben sollte, mit welch frohen Hoffnungen die erste dieses neuen. Da dankte ich Gott für all das Gute, und ich weiss, dass Du es mit empfindest, und Dich mit daran freust, wie ich so glücklich bin.“ —

Leipzig, 24ten Januar 1837.

Felix an Fanny.

— — „Ich denke am 17ten März abzureisen nach Frankfurt, und für den 13ten ist die Kirchenaufführung bestimmt. Ich möchte fast sagen leider bestimmt, denn ich habe doch auch gar keinen Animus jetzt dazu, und es gefällt mir nicht, dass ich so kurz vor meiner Hochzeitsreise solch einer entsetzlichen Hatz entgegengehe. Ich fluche auf die ganze Concert- und Musikwirthschaft hier und muss sie doch mitunter segnen, denn sie ist wirklich liebenswürdig. Du glaubst es nicht, wie viel gute, interessante Erscheinungen solch einen Winter über durch unsern Horizont (den Leipziger) gehen, und wie gern möchte ich, dass Du das mal so mit erlebtest, es würde Dich gar so sehr amüsiren. Vorige Woche spielte Bennett sein C-moll-Concert zum Jubel der Leipziger, die er sich mit dem einen Schlag allesammt zu Freunden und Verehrern gemacht zu haben scheint, denn man hört überall nur Bennett jetzt; im Concert vorher hatte Molique sehr vortrefflich gespielt, nächstens kommt eine neue Ouverture von Spohr zur Tochter der Luft, zu der er, wie er mir schreibt,





*Reik M. B.*



durch meine Melusine angeregt worden ist; im Armenconcert kommt eine neue Ouverture von Bennett, zwei neue von Hiller (der Dich in jedem Brief grüssen küsst) haben wir schon gemacht, und da wir auch nächstens den Faust von Radziwill probiren wollen, und da sich auch Md. Crescini angemeldet hat, so dürft Ihr Berliner garnicht mausig sein.“

Rebecka an Cécile.

11 ten März 1837.

„Ich kann Dir garnicht sagen, liebe Cécile, wie sehr ich mich freue, dass Ihr noch in Leipzig geblieben seid, in unserer Nähe, und Mutter sieht Euch, und Du hörst den Paulus noch. Wäre die Nähe nur nicht auch so weit, oder gäbe es Fernröhre von der Leipzigerstrasse bis zu Reichel's Garten, oder Eisenbahnen, oder wäre ich nicht aus mancherlei Gründen so unbeweglich. Felix, der, unter uns gesagt, das ganze Concert bei der Nase herumführt, oder ihm darauf herum tanzt, könnte sich wohl auf ein paar Tage losmachen und Euch herbegleiten, wenn er nur ernsthaft will, vorausgesetzt, dass Dir diese Begleitung nicht unangenehm wäre. Ihr sollt auch, wie Ihr wollt, entweder alle Herrlichkeiten Berlins im schönsten Licht, oder gar keine Herrlichkeiten sehen, letzteres ist für Berlin sehr vortheilhaft. — Ich wollte übrigens, ich wäre bei Euch und sässe neben Dir im Chor, pausiren und anfangen wollte ich schon. Du singst wohl zum ersten Mal im Chor? Ist das nicht ein herrliches Vergnügen? Ach überhaupt, es geht garnichts über die Musikanten! Was wirst Du noch für Plaisir in den verschiedensten Genres von Felixens Musik haben. Macht er Dir denn auch musikalische Possen vor, oder ist er zu verliebt dazu? Sonst empfehle ich Dir eine Art Präludien *à l'enfant* und mit falschen Schlüssen, über die ich lachen muss, ich glaube, wenn ich am Tode läge. Leider fehlt uns dieses Musikantenleben gänzlich, wir haben garkeine musikalischen Hausfreunde, nur zuweilen bei Fanny die grossen Aufführungen, die denn freilich ausserordentlich schön sind, und nach denen sich jeder